

Arturo Pérez-Reverte

DREIMAL
IM
LEBEN



Roman



jung aus, ein Halbwüchsiger, der sich erheblich älteren Spielern stellt. Das aktuellste ist heute in einer Lokalzeitung erschienen: Keller, wie er in der Empfangshalle des Hotels Vittoria posiert, in derselben Jacke, mit der Max ihn am Morgen gesehen hat, als er mit den beiden Frauen durch Sorrent spazierte.

»1938 in London als Sohn eines chilenischen Diplomaten geboren, versetzte Keller die Schachwelt in Erstaunen, als er während eines Simultanturniers auf der Plaza de Armas in Santiago de Chile den Amerikaner Reshevsky in Bedrängnis brachte. Damals war er vierzehn Jahre alt, und in den folgenden zehn Jahren erwies er sich als eines der außergewöhnlichsten Schachtalente aller Zeiten ...«

Trotz dieser einzigartigen Karriere interessiert sich Max weniger für Kellers berufliche Entwicklung als für andere Aspekte seines Lebens, das familiäre Umfeld zum Beispiel. Und schließlich hat er darüber auch etwas gefunden: Sowohl im *Scacco Matto* als auch in den anderen Blättern, die sich mit dem Campanella-Preis beschäftigen, heißt es übereinstimmend, dass die Mutter des Schachwunderkindes nach ihrer Scheidung von dem chilenischen Diplomaten einen maßgeblichen Einfluss auf die Karriere ihres Sohnes gehabt habe:

»Die Kellers trennten sich, als der Junge sieben Jahre alt war. Mercedes Keller, die ihren ersten Mann im Spanischen Bürgerkrieg verloren hat, ist selbst vermögend und konnte ihrem Sohn ideale Bedingungen bieten. Als seine Schachbegabung zutage trat, ließ sie ihm die allerbeste Ausbildung angedeihen, schickte den Jungen zu den berühmtesten Lehrern, auf die einschlägigen Turniere, in Chile und anderswo, und es gelang ihr, den chilenisch-armenischen Großmeister Emil Karapetian als Mentor zu gewinnen. Der junge Keller enttäuschte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht. Mühelos überflügelte er seine Altersgenossen, und unter der Obhut seiner Mutter und Meister Karapetians, die ihn bis heute begleiten und sich um sein Training und das Organisatorische kümmern, machte er rasche Fortschritte ...«

Nachdem er das Archiv verlassen hat, steigt Max ins Auto, lässt den Motor an und fährt hinunter zur Marina Grande, wo er in der Nähe der Kirche parkt. Er schlendert hinüber zur Trattoria Stefano, die um diese Tageszeit noch geschlossen ist; in Hemdsärmeln, die Manschetten zweimal umgeschlagen, die Jacke über der Schulter, atmet er genüsslich die Brise, die von Osten her den Geruch nach Salz und ruhiger See herbeiweht. Auf der bambusgedeckten Terrasse des kleinen Restaurants verteilt ein Kellner Tischdecken und Besteck auf vier Tische, die fast direkt am Wasser stehen, gleich hinter den Fischerbooten, den Haufen von Netzen und Legeangeln mit ihren Posen und kleinen

Bojen.

Lambertucci, der Eigentümer, erwidert seinen Gruß mit einem Knurren, ohne den Blick vom Schachbrett zu heben. Mit der Unbefangenheit eines Stammgastes geht Max hinter den kleinen Tresen, wo die Registrierkasse steht, legt seine Jacke auf die Theke, schenkt sich ein Glas Wein ein und nähert sich dem Tisch, an dem der Restaurantbesitzer bei seiner täglichen Partie sitzt, die er mit dem Capitano Tedesco seit zwanzig Jahren um diese Uhrzeit austrägt. Antonio Lambertucci ist ein dürrer, schlaksiger Mann in den Fünfzigern. Er trägt ein schmutziges Achselhemd, und man kann seine Tätowierung am Oberarm sehen, ein Andenken an die Zeit, in der er Soldat in Abessinien war, bevor er eine Weile in einem südafrikanischen Kriegsgefangenenlager verbrachte und schließlich die Tochter von Stefano, dem Besitzer der Trattoria, heiratete. Dem Gesicht seines Kontrahenten verleiht eine schwarze Klappe, die er anstelle des in Bengasi eingebüßten linken Auges trägt, etwas Furchterregendes. Sein Spitzname Capitano kommt nicht von ungefähr: Diesen Rang hatte der wie Lambertucci aus Sorrent stammende Tedesco im Krieg bekleidet, doch während der gemeinsamen dreijährigen Gefangenschaft in Durban, ohne andere Zerstreuung als ihr Schachspiel, waren die militärischen Hierarchien bedeutungslos geworden. Abgesehen von den grundsätzlichen Zugmöglichkeiten der Figuren versteht Max nicht viel von diesem Spiel – heute im Archiv hat er mehr gelernt als in seinem ganzen Leben zuvor –, doch diese beiden betreiben es als eine ernsthafte Sache. Sie verkehren im örtlichen Schachklub und sind immer auf dem Laufenden über Weltmeisterschaften, Großmeister und ähnliche Themen.

»Was ist von diesem Keller zu halten?«

Wieder ist Lambertuccis einzige Antwort ein Knurren, während er den letzten, dem Anschein nach vorteilhaften Spielzug seines Gegners analysiert. Schließlich entscheidet er sich, es folgt ein kurzer Schlagabtausch, und ohne eine Miene zu verziehen, sagt der andere »Schach«. Zehn Sekunden später räumt der Capitano die Figuren in die Kiste, während Lambertucci in der Nase bohrt.

»Keller?«, antwortet er endlich. »Der hat eine große Zukunft vor sich. Wenn er den Russen schlägt, ist er der nächste Weltmeister. Er ist hochintelligent und nicht so exzentrisch wie dieser andere Junge, Fischer.«

»Stimmt es, dass er seit frühester Kindheit spielt?«

»Das sagt man. Soweit ich weiß, hat er sich im Laufe von vier Turnieren, da war er zwischen fünfzehn und achtzehn, einen Namen gemacht.« Lambertucci schaut Zustimmung heischend den Capitano an und zählt an den Fingern ab: »Beim Internationalen Schachturnier von Portoroz, in Mar del Plata, in Chile, und bei dem Kandidatenturnier in Jugoslawien, das war schon eine recht ordentliche Leistung ...«

»Er hat gegen keinen der ganz Großen verloren«, ergänzt Tedesco.

»Und das heißt?«, fragt Max.

Der Capitano lächelt wie jemand, der weiß, wovon er redet.

»Das heißt Petrosjan, Tal, Sokolow ... Die Besten der Welt. Seine höheren Weihen empfing er vor vier Jahren in Lausanne, wo er Tal und Fischer in einem Turnier zu zwanzig Partien geschlagen hat.«

»Das sagt sich so leicht«, bekräftigt Lambertucci, der die Weinkaraffe geholt hat und Max' Glas auffüllt.

»Da waren die Allerbesten versammelt«, versetzt Tedesco, und sein einziges Auge wird schmal. »Und Keller hat sie alle mit links erledigt: zwölf gewonnene Partien und siebenmal Remis.«

»Woran liegt es, dass er so gut ist?«

Lambertucci sieht Max erstaunt an.

»Hast du heute frei?«

»Nicht nur heute. Mein Chef ist für ein paar Tage verreist.«

»Dann iss mit uns. Es gibt Auberginen mit Parmesan, und ich habe einen Taurasi dazu, für den allein es sich schon lohnt zu bleiben.«

»Ich danke dir. Aber ich habe noch zu tun.«

»Das ist das erste Mal, dass du dich für Schach interessierst.«

»Na ja, weißt du ...«, Max lächelt trübselig, das Glas an den Lippen. »Dieser Campanella-Preis und das alles. Fünzigtausend Dollar sind ein Haufen Geld.«

Tedesco schließt träumerisch sein Auge.

»Das kann man wohl sagen. Wer würde die nicht gern einstreichen.«

»Und warum ist Keller so gut?«, kommt Max auf seine Frage zurück.

»Er ist sehr begabt und bestens trainiert«, antwortet Lambertucci. Dann zuckt er mit den Achseln und sieht den Capitano an, um ihm die Einzelheiten zu überlassen.

»Er ist hartnäckig«, bestätigt der nachdenklich. »Als er anfang, haben die meisten sehr konservativ und defensiv gespielt, und damit hat Keller gründlich aufgeräumt. Er fiel durch seine spektakulären Angriffe auf, überraschende Figurenopfer, riskante Spielzüge.«

»Und jetzt?«

»Seinem Stil ist er treu geblieben: verwegen, brillant, atemberaubende Endspiele. Er spielt, als ob er überhaupt keine Furcht kennt, mit einem entsetzlichen Gleichmut. Manchmal wirken seine Züge ungenau, nachlässig, aber seinen Gegnern schwirrt der Kopf, so kompliziert sind die Positionen ... Er hat den Ehrgeiz, Weltmeister zu werden; und das Duell von Sorrent betrachtet man als eine Art Vorkampf zu dem, das in fünf Monaten in Dublin ausgetragen wird. So etwas wie eine Generalprobe.«

»Schaut ihr euch die Partien an?«

»Die Karten sind zu teuer. Das Vittoria ist nur für reiche Leute und Journalisten. Wir werden es im Radio oder im Fernsehen verfolgen.«

»Und dieser Wettkampf ist wirklich so wichtig?«

»Seit der Partie Reshevsky–Fischer 1961 ist keiner mit solcher Spannung erwartet worden«, erklärt Tedesco. »Sokolow ist ein Veteran, zäh und nervenstark, eher

langweilig. Seine besten Partien enden meistens mit Remis. Er wird *Die Russische Mauer* genannt, stell dir mal vor. Jedenfalls geht es für beide um eine Menge. Geld, natürlich. Aber auch viel Politik.«

Lambertucci lacht verdrossen auf.

»Sokolow soll angeblich ein komplettes Appartementhaus beim Vittoria für sich und seine Leute gemietet haben, lauter Berater und KGB-Agenten.«

»Was wisst ihr über die Mutter?«

»Wessen Mutter?«

»Kellers Mutter. In sämtlichen Zeitungen ist von ihr die Rede.«

Der Capitano überlegt einen Moment.

»Ach so, ja. Keine Ahnung. Sie kümmert sich anscheinend um alles. Sie hat wohl das Talent ihres Sohnes entdeckt und ihm die besten Lehrmeister gesucht. Bis man sich einen Namen gemacht hat, ist Schachspielen eine kostspielige Sache. All die Reisen, Hotels, Teilnahmegebühren ... Man muss Geld haben oder es sich beschaffen. Sie hat offenbar genug. Sie kümmert sich um das ganze Drumherum, den Beraterstab, die Gesundheit ihres Sohnes, seine Finanzen. Manche sagen, er sei ihr Werk, aber das ist übertrieben. Bei aller Unterstützung ist und bleibt ein Schachgenie wie Keller sein eigenes Werk.«

Die nächste Begegnung fand am sechsten Tag der Überfahrt vor dem Abendessen statt. Max Costa tanzte bereits seit einer halben Stunde mit Frauen verschiedenen Alters, einschließlich der Amerikanerin mit den fünf Dollar und Miss Honeybee, als der Oberkellner Schmöcker Frau de Troeye zu ihrem Tisch geleitete. Sie war allein, wie am ersten Abend. Als Max in ihre Nähe kam, er tanzte gerade *La canción del ukelele* mit einem der brasilianischen Mädchen, sah er den Kellner einen Champagner-Cocktail servieren, während sie sich eine Zigarette in einem kurzen Elfenbeinmundstück anzündete. Anstelle des Perlencolliers trug sie eines aus Bernstein. Ihr Kleid aus schwarzem Satin ließ wieder den Rücken unbedeckt, sie hatte das brillanteglänzende Haar jungenhaft nach hinten frisiert und die Augen mit einer sauberen schwarzen Linie mandelförmig geschminkt. Der Eintänzer sah immer wieder zu ihr hin, ohne dass es ihm gelang, einen ihrer Blicke zu erhaschen. Also wechselte er im Vorbeitanzen ein paar Worte mit den Musikern, und als diese bereitwillig einen Tango anstimmten – *Adiós, muchachos* –, der gerade in Mode war, verabschiedete er sich von der Brasilianerin und trat bei den ersten Takten an den Tisch der Frau, verneigte sich leicht und wartete mit seinem lebenswürdigsten Lächeln, während die Tanzfläche sich bereits mit Paaren füllte. Mecha Inzunza de Troeye blickte ihn einige Sekunden lang an, und er fürchtete schon, abgewiesen zu werden. Doch dann legte sie die Zigarettenspitze in den Aschenbecher. Sie erhob sich aufreizend langsam, und die Geste, mit der sie die linke Hand auf seine rechte Schulter senkte, erschien ihm unendlich träge. Doch die Melodie, die ihre schönste Stelle

schon fast erreicht hatte, umfing sie beide, und Max wusste im selben Augenblick, dass die Musik auf seiner Seite war.

Sie tanzte erstaunlich gut, wie er aufs Neue feststellte. Beim Tango ging es nicht um Spontaneität, sondern darum, eine Absicht anzudeuten und sie stumm, in fast grimmigem Schweigen, unverzüglich auszuführen. Und so waren ihre Bewegungen ein ständiger Wechsel von Begegnung und Trennung, berechnendem Ausweichen und gegenseitigem Einvernehmen, während sie zwischen den anderen Paaren, die sich meist recht unbeholfen über das Parkett schoben, ganz selbstverständlich dahinglitten. Max wusste aus Erfahrung, dass Tangotänzen ohne eine geübte Partnerin unmöglich war, denn die Frau musste sich einem Tanz anpassen können, bei dem der Mann die Bewegung abrupt unterbrach und sie festhielt, während sie wie in einem spielerischen Kampf versuchen musste, seinen Armen zu entfliehen, um dann ihrerseits innezuhalten und sich stolz und verführerisch zu ergeben. Und diese Frau war eine solche Partnerin.

Sie tanzten zwei Tangos hintereinander – *Champagne Tango* hieß der andere –, ohne dass sie ein einziges Wort wechselten, gingen vollkommen auf in der Musik, dem Vergnügen an der Bewegung, der gelegentlichen Berührung von Satin und Flanell; und Max genoss die Nähe ihres jungen, warmen Körpers, die Linien ihres Gesichts, die sich fortsetzten über das straff zurückgekämmte Haar, den Nacken und den bloßen Rücken. Und als sie in der Pause zwischen zwei Tänzen einander gegenüberstanden, ein wenig außer Atem von der Anstrengung, in Erwartung des nächsten Titels, ohne dass sie den Wunsch äußerte, an ihren Tisch zurückzukehren, und er ein paar winzige Schweißperlen auf ihrer Oberlippe entdeckte, zog er eines seiner beiden Taschentücher heraus, nicht das aus seiner Brusttasche, sondern eines, das er, frisch gebügelt und blütenweiß, in der Innentasche seines Fracks trug, und hielt es ihr unbefangen hin. Sie nahm das gefaltete Batisttüchlein, tupfte sich über den Mund und reichte es ihm zurück, mit einer Spur von Feuchtigkeit und einem zarten Lippenstiftfleck. Sie machte nicht einmal Anstalten, zu ihrem Tisch zu gehen, wo ihre Handtasche lag, um sich die Nase zu pudern, wie Max erwartet hatte. So trocknete auch er sich den Schweiß auf Oberlippe und Stirn, bevor er das Tuch wieder einsteckte, wobei der Frau nicht entging, dass er es als Erstes zum Mund führte, und als ein neuer Tango einsetzte, tanzten sie in demselben Einklang weiter. Doch hielt die Frau den Blick nun nicht mehr in die Weiten des Salons gerichtet: Wenn sie nach einer schwierigen Drehung oder einer besonders gelungenen Figur zum Stillstand kamen, sahen sie einander jetzt fest in die Augen, ehe sie die Erstarrung lösten und mit dem nächsten Takt eine neue Schrittfolge begannen. Und als er einmal mit ernster, undurchdringlicher Miene mitten in der Bewegung ruckartig innehielt, drängte sie sich unvermittelt mit dem ganzen Körper an ihn und wand sich mit graziler, weiblicher Anmut von einer Seite zur anderen, als kämpfte sie gegen seine Umarmung an, ohne sich wirklich daraus befreien zu wollen. Zum ersten Mal, seit er das Tanzen zu seinem Beruf gemacht hatte, fühlte sich Max versucht, seine Partnerin zu küssen, diesen langen,